

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 104 (1978)  
**Heft:** 26  
  
**Rubrik:** Die Seite der Frau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

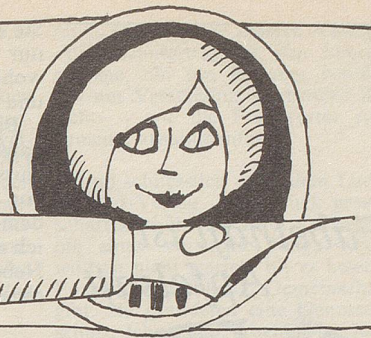
### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Seite der Frau



## Die Sitzung

«Diese Bastion männlicher Unabkömmlichkeit» nennt Max Frisch in seinem Roman «Stiller» die Sitzung. In der Tat, so ist sie mir auch immer vorgekommen, als ein allzeit passender Vorwand, um unangenehmen Besuchen oder Gesprächen aus dem Wege zu gehen. Gleichzeitig klang mir «Sitzung» aber auch nach Wesentlichem, Unaufschiebbarem. Man nahm es beinahe als Naturgesetz: Kamen zwei, drei Männer irgendwo zusammen, dann hielten sie eine Sitzung ab; taten zwei, drei Frauen dasselbe, hielten sie einen Schwatz.

So dachte ich, bis die Zeit kam, da es Mode wurde, bei jeder Wahl in einen Ober- oder Unterausschuss beizufügen: Da gehört unbedingt eine Frau dazu! Das galt dann immer als ungeheuer fortschrittlich, und eigentlich hätte mir bei solchen Tönen das Herz im Leibe lachen sollen. Aber Frauen waren damals noch sehr rar in meinem Métier, so dass es bei dem beharrlichen Fortschritt immer wieder mich preichte, was zu einer recht baldigen Abkühlung meiner Begeisterung führte oder – protokollreif ausgedrückt – zu einer kritischen Analyse meiner Situation. Nun habe ich einige Erfahrung in Sitzungen, ordentlichen und ausserordentlichen, in Kommissionen und Kommissionlein, und Wörter wie «wesentlich» oder «unaufschiebbar» kommen mir in diesem Zusammenhang nur noch selten in den Sinn.

Nun, jeder weiss: Eine rechte Sitzung braucht einen Vorsitzenden, der den andern vormacht, wie man in der Sitzung richtig sitzt. Oft gibt es noch einen zweiten Vor-

sitzenden, auch Vizepräsident genannt. Zu einer richtigen Sitzung gehört ferner eine Traktandenliste. Wer sie zu Hause vergessen hat, kann beim Nachbar schauen. Silentium. Der Präsident erklärt die Sitzung als eröffnet. An erster Stelle der Traktandenliste steht fast immer: Protokoll. Und fast immer wird das Protokoll einstimmig genehmigt, obwohl es ausser dem Präsidenten kaum jemand gelesen hat. Dann folgt Traktandum 2. Das ist meist ein Geschäftstraktandum, d. h. eine Sache, über die beraten werden soll. Der Präsident hat sich gut vorbereitet auf die Sitzung, also gibt er zuerst eine kurze Einführung. Sie umfasst die Vorgeschichte des Traktandums (eine halbe Stunde), kommt allmählich zur Gegenwart und dann zum dramatischen Wendepunkt, an dem wir gerade stehen. Hier kann der Vorsitzende nicht anders, er muss sagen, welche Wendung wir seiner Meinung nach vollziehen sollten. Unterdessen sind dreiviertel Stunden vorüber; manche sind bereits etwas schläfrig geworden, einer blättert hörbar in einer Zeitschrift. Ein paar melden sich zum Wort, aber sie reden nicht einfach, sondern sie geben ein Votum ab. Die Beteiligung an der Diskussion fällt eher mager aus. Einige wenige widersprechen dem Präsidenten, andere möchten dies vielleicht auch, getrauen sich aber nicht. Das sind die mit der Militärcourage (oder wissen Sie, wie sonst der Gegensatz zu Zivilcourage lautet?). Es kommt aber auch vor, dass ein Traktandum obsolet geworden ist. – Nein, also da irren Sie sich gründlich, ein solcher Verein sind wir nämlich nicht! Das Wort will im Vereinslatein nur sagen, dass eine Sache veraltet, abgetan ist und folglich nicht mehr diskutiert werden muss. Aber meistens

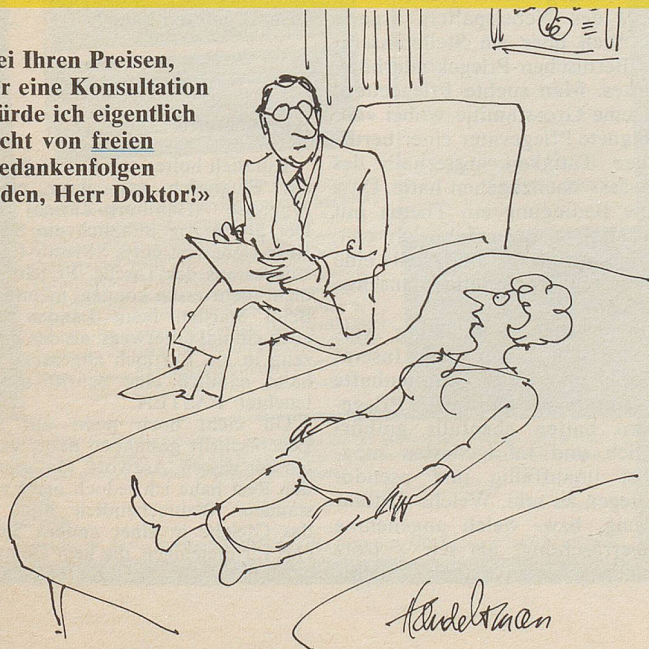
geht es der Reihe nach, durch alle Traktanden hindurch. Es gibt gelegentlich eine Eventual- oder eine Subeventualabstimmung, Anträge werden gemacht, erwogen, angenommen oder verworfen. Hauptsache, es geht speditiv voran.

Endlich kommen wir zum Schlussaktandum: Varia. Jeder schaut heimlich auf die Uhr und dann in die Runde, ob jetzt wirklich einer die Sitzung noch verlängern will. Meistens meldet sich noch jemand. Ich finde es gut, dass «Verschiedenes» erst am Schluss drankommt, denn dort wird manchmal das einzig Ueberraschende oder Unvorhergesehene vorgebracht, und die Neugier hält die Leute einigermassen munter. Erst, wenn der Präsident die Sitzung für geschlossen erklärt hat, ist sie auch wirklich fertig, der Protokollführer rafft seine losen Blätter zusammen, und es erfolgt das vertraute Geräusch des Stühlerückens. Was nach den Sitzungen geschieht, dafür gibt es auch Rituale und Traditionen. Während bei der einen Kommission die Mitglieder meist sofort auseinanderstieben, stehen sie in anderen grüppchenweise beisammen, und jeder erklärt, was er eigentlich hätte sagen wollen; die Leute der dritten gar gehen geschlossen ins Wirtshaus.

Neuerdings bin ich Mitglied einer Kommission, die von einer Frau präsiert wird. Obwohl sie noch keine einzige Sitzung eröffnet oder geschlossen hat, ist noch jede vorbeigegangen, und die meisten davon lustig, weil alle mitreden und sagen, was sie denken. Gut die Hälfte aller Kommissionsmitglieder sind Frauen. Und wissen Sie, welche Tradition sich nach der Sitzung spontan herausgebildet hat? Sie brauchen nicht dreimal zu raten.

Nina

«Bei Ihren Preisen, für eine Konsultation würde ich eigentlich nicht von freien Gedankenfolgen reden, Herr Doktor!»



## Die Fundgrube

Ich wohne auf dem Land, bin Mutter eben flügge werdender drei Töchter und muss Dir, liebe Nina, unbedingt von meinem letzten Stadtbummel erzählen. Meine Einkaufsliste war, o Wunder, bald einmal erledigt, so dass ich Zeit fand, mich in einem bekannten Berner Warenhaus müssig umzusehen. Fundgrube 5. Etage, war beim Eingang zu lesen. Mit etwelcher Mühe gelang es mir dort, über die von unzähligen Frauen umlagerten Ladentische die besagten Artikel zu erspähen. Da benutzte ich eine Lücke, um einen zweiten Blick auf die billigen Herrlichkeiten zu werfen. «Jedes Stück nur Fr. 1.–» stand in dem Kasten vor mir.

Neben Filmen mit abgelaufenen Daten, Kinderlätzchen und andern für mich unbrauchbaren Sachen griffen meine Hände schon nach etwas Feuerrottem. Dieses entpuppte sich als wunderschönes Paar Damenhandschuhe mit langen Stulpen, die mir wie angegossen sassen. Schnell wollte ich meinen Geldbeutel zücken, voll Freude über meine Entdeckung in der wahrlich guten Fundgrube. Da fauchte mich eine Dame neben mir an: «Sie, geben Sie sofort meine Handschuhe her, was fällt Ihnen eigentlich ein, diese zu nehmen?» O weh, hatte sie diese doch nur in den Kasten gelegt, um besser wühlen zu können! Meine verwirrte Entschuldigung wurde mit gekränktem Ausdruck entgegen-

## Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**  
bsunders guet

genommen, und ich schlich mich davon wie eine Sünderin.

Doch meine Unternehmungslust war noch nicht gebrochen. Im nächsten Stockwerk sprang mir sogleich ein Preisschild in die Augen: «Jedes Paar nur Fr. 60.—, echt Leder!» Ein mit hohen Stiefeln behängter Turm liess mein Herz höherschlagen. Solche Stiefel figurierten schon lange an erster Stelle meiner Wünsche. Aber mit diesem Preis rückten sie schon viel näher. Schnell schlüpfte ich in ein hübsches rostrotes Paar, mit «gangbaren» Absätzen.

So schnell entschlossen, wie ich meine Schuhnummer probierte, so schnell war ich davon enttäuscht. Dieser Stiefel war so konstruiert, dass zwischen Absatz und Zehen eigentlich nichts mehr zu fühlen war. Beim kläglichen Gehversuch stellte sich heraus, dass an ein längeres Verweilen darin gar nicht zu denken war, trotz normalem Gehwerkzeug! Eine äusserst gepflegte Verkäuferin fragte mit eingefrorenem Lächeln nach meinen Wünschen. Doch nach meinen Erklärungen, dass in solchen Stiefeln kein Gehen möglich sei, erhielt ich als belehrende Antwort: «Was glauben Sie eigentlich, Sie können doch nicht verlangen, dass

Sie sich in einem Paar Stiefel für nur sechzig Franken auch noch wohlfühlen können!» Sprach's und entschwebte.

Beim Verlassen des Warenhauses wurde mir plötzlich bewusst, dass ich noch immer still vor mich hinschmunzelte mit dem tröstlichen Gedanken, dass ich dies Dir, liebe Nina, und dem Nebelspalter unbedingt erzählen muss.  
Heidi

### Medikamente – zuviel oder zuwenig?

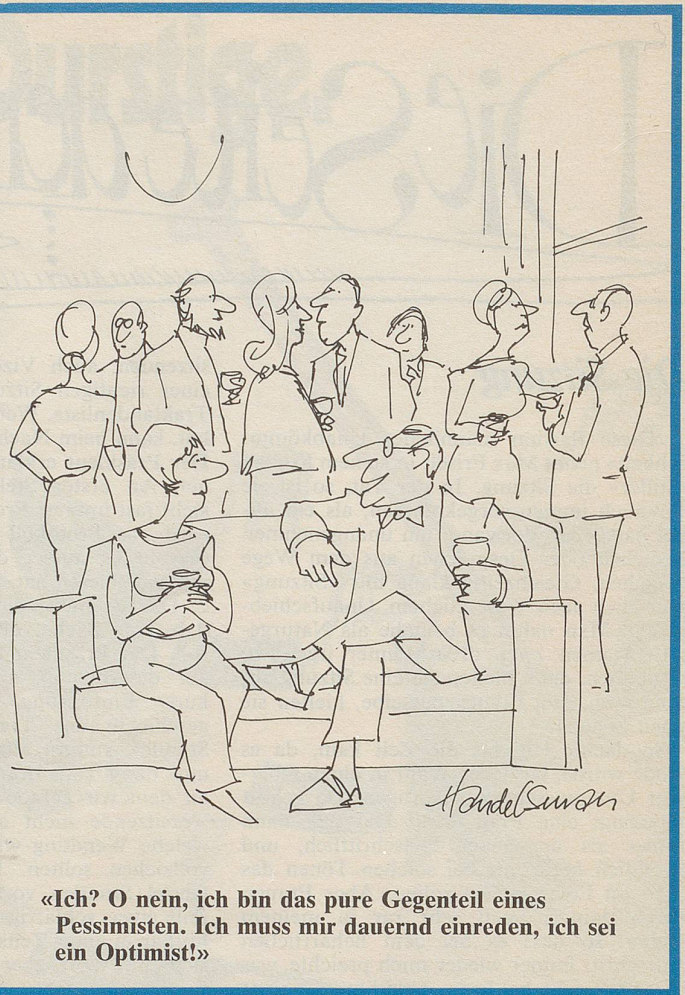
Das Thema ist sicher nicht neu – aber immer aktuell. Es ist jedoch zwecklos, immer dasselbe zu lesen oder zu hören, ohne konkrete Vorschläge zu machen und diese auch in die Tat umzusetzen. Meines Erachtens und nach meiner Erfahrung wird man in den Spitälern und bei vielen Aerzten selber zum Medikamenten-Missbrauch erzogen. Vor meinem Spital-Aufenthalt habe ich kein Schlafmittel kennengelernt, und nachher musste ich sie mir wieder abgewöhnen. Es gibt sicher auch ehemalige Patienten, die dann dabeibleiben. Reklame für gewisse Medikamente spielen sicher eine Rolle, doch ich bezweifle, dass jemand freiwillig zwölf Medikamente im Tag schluckt.

Dann kommt das andere Problem: Es gibt Aerzte, die geben massenhaft Medikamente – der Patient wird nicht kontrolliert oder befragt – und in vielen Fällen (das ist bestätigt) wirft er zumindest einen Teil davon weg. Diese Methoden kommen die Krankenkassen sehr teuer zu stehen und sind deswegen unverantwortlich. Ein Patient sollte unbedingt so ehrlich sein, dem Arzt zu sagen, mit welchen Medikamenten er Erfolg hatte oder nicht, und wann er keine mehr braucht. Wer glaubt, überhaupt keine Mittel zu benötigen, soll auch nicht zum Arzt gehen, denn in den wenigsten Fällen gibt es eine andere Lösung. Wenn nämlich die Krankenkassen immer mehr belastet und weniger subventioniert werden, müssen unsere Pflegebedürftigen dafür büssen. Sie müssen dann viel zuviel selber im Pflegeheim berappen.

Sage es deshalb eine Frau zur andern: Medikamente sind einerseits keine Wegwerf-Artikel und andererseits nicht geeignet, sich mit Ueberdosen das Leben «verschönern» zu helfen.  
Paulette

### Beamtendeutsch

Oeffentliche Mitteilungen, die an ein breiteres Publikum gerichtet sind, werden meist ins Beamtendeutsch oder gar ins intellektuelle Juristendeutsch übersetzt. Mit wenigen Worten (oft dafür



«Ich? O nein, ich bin das pure Gegenteil eines Pessimisten. Ich muss mir dauernd einreden, ich sei ein Optimist!»

in langen Sätzen) soll damit möglichst viel Information unmissverständlich zum Bürger gelangen. Die Enttäuschung des entsprechenden Verfassers ist jeweils gross, und er bedarf des Trostes, wenn sein stundenlanges Ausbrüten eines «klaren» Textes wider Erwarten nicht das erhoffte Echo findet. Auch ich werde immer wieder zum «Opfer» solcher Texte, die für mich nicht so aus dem Walde tönen, wie sie anderswo hineingerufen wurden. In Nr. 9 des Nebelspalters ärgerte ich mich über ein Stelleninserat des Bernischen Pflegekinderhilfswerkes. Man suchte Pflegeeltern für eine Grossfamilie, wobei «der geeignete Pflegevater einer beruflichen Tätigkeit ausserhalb des Hauses» nachzugehen hatte. Dass diese Bedingung ein Thema mit Variationen ist, erfuhr ich erst, als ich mir an Ort und Stelle eine solche Pflegefamilie ansehen durfte.

In meiner Vorstellung versteckte sich hinter dem Inserat eine kleinkarierte, beamtenhafte Organisation, und die Pflegeeltern hatten ebenfalls gutbürgerlich und infolgedessen möglichst unauffällig und pseudogediegen zu sein. Welche Enttäuschung, bzw. welche angenehme Ueberraschung, als ich – trotz meiner grossen Augen – nichts

dergleichen sah. Die Pflegeeltern (sie ersetzen acht Kindern die richtigen Eltern) arbeiten gemeinsam in Haus und Garten (Selbstversorgung). Je nach Bedarf hilft der Pflegevater den einheimischen Bauern. Weder bei den Vorstandsmitgliedern noch bei den übrigen Mitarbeitern des Hilfswerkes entdeckte ich jemanden, der meinem Inseratenbild ähnelte. Ob nicht vielleicht ich mit etwas zu kleinkariertem und beamtenhafter Genauigkeit das Inserat gelesen habe?  
Susu

### Kindermund

Kürzlich holten wir unsere Buben am Flughafen von ihrer ersten Flugreise (Hamburg-Zürich) ab. Der ältere zog plötzlich ein Stück Käse-Ueberrest eines Swissair-Frühstückes aus der Tasche. Er hätte es nicht mehr essen können, meinte er. Beim Starten, beim Landen und auch einmal unterwegs, als das Flugzeug in ein Luftloch abgesackt sei, hätte nämlich eine Schrift aufgeleuchtet: FASTEN.

Ob nicht noch mehr auf der Leuchtschrift gestanden habe, wollten wir wissen. Antwort: «Ja, schon, den Rest habe ich jedoch nicht verstanden. Wahrscheinlich hiess es das Gleiche in einer andern Sprache, für diejenigen, die kein Deutsch verstehen.»  
H. K., Erlenbach